

(Nachdruck verboten.)

51

## Die flucht.

Von K. Bagrynowski.

Plötzlich ging die Thür geräuschvoll auf und Delille, der schon eine geraume Zeit verschwunden war, stürzte ganz bereift herein. „Meine Herren! Der Bezirksvorsteher, sein Adjunkt, der Kommandant, Warlaam Warlamowitsch — die ganze Stadt — sie kommen — sie müssen *saft* hier sein.“

„Wie?“

„Was?“

„Wo?“

„Wonach?“

„Weshalb?“

„Und wo bist Du gewesen?“ überschütteten sie ihn mit Fragen und sprangen bestürzt auf.

„Was geht's Euch an, wo ich gewesen bin!“ antwortete er würdevoll. Aber, mein Ehrenwort, ich lüge nicht. Tscherewin hat sie dazu veranlaßt! Hört Ihr — da sind sie schon.“

In der That, das von der Straße hereindringende Pferdegetrampel und Geklingel kam immer näher und brach plötzlich auf dem Hofe ab. Ein Kosakenwachtmeister trat eilig ins Zimmer und flüsterte, die Thür aufhaltend:

„Seine Hochwohlgeboren, der Herr Bezirksvorsteher werden gleich erscheinen!“

In dem letzten Augenblick trat eine in Pelze gehüllte Männergestalt auf die Schwelle. Mit einer stolzen Bewegung ließ er den Pelz auf die bereitgehaltenen Arme des Kosaken gleiten, neigte den Kopf höflich zu einem allgemeinen Gruß und ging unentschlossen auf die im Hintergrunde versammelten Verbannten zu. „Prost Fest! . . . Sie amüsieren sich, meine Herren?“ fragte er lächelnd, indem er die auf dem Tisch stehende Flasche mit einem flüchtigen Blick streifte.

Sie boten ihm einen Sitz an, aber niemand antwortete auf seine Frage. Indessen füllte sich die Zurte mit immer neuen Gästen, die sich um den „Issprawit“ gruppieren. Bald wurde es eng und schwül im Zimmer, ein unangenehmer Geruch von Schnaps, Gewürz und türkischem Tabak machte sich fühlbar.

„Nun, meine Herren, wie geht's Ihnen? Wir haben Sie vielleicht gestört? Vielleicht waren wichtige Beratungen im Gange.“ versuchte der Bezirksvorsteher zu scherzen. Je nüchterner er wurde, desto deutlicher empfand er das Schiefe der Lage, in die er sich hatte hineinlocken lassen. Es war der erste Besuch, den er den Verbannten abtattete.

„Meine Herren . . . Man muß leben und leben lassen.“ murmelte Tscherewin, der sich, tüchtig betrunken, durch die Gäste drängte. „Sing uns etwas vor, Samuel, Du bist ja unser Singvogel!“

Die Verbannten, die eng aneinander gedrückt standen, schwiegen noch immer. Die Lage wurde immer peinlicher.

„Vielleicht haben Sie sich über etwas zu beklagen — irgend eine Beschwerde?“ fragte der Beamte, indem er sich erhob.

„Nein, durchaus nicht . . . Wir hätten's bei der Polizei angezeigt.“ antwortete Alexandrowitsch schnell.

Der Bezirksvorsteher verabschiedete sich von den Anwesenden wieder mit einem leichten Kopfnicken, und als sie seinen Gruß auf dieselbe Weise erwidert hatten, ließ er sich den Pelz reichen.

Sie verschwanden, wie sie gekommen waren, lärmend, ungeniert, indem sie die Zurte durch ein allzu weites, allzu großspuriges Öffnen der Thür erkalteten ließen.

4.

Wenn der Winter Schnee die Erde einhüllt und der Reif die Wälder beißt, sieht das ganze Land um Dschurdtschnj aus, als wäre ein Heer von Riesen plötzlich vom Schlaf übermannt, auf seinem Marsche niedergesunken und hätte sich mit einem einzigen großen Leichentuche bis über die Ohren zugebedt. Und so schlafen sie einen tiefen, lautlosen, regungslosen Schlaf, schlafen, wenn rosiger Morgenschein über ihnen schwebt, wenn die sternenhelle Nacht sie umfängt, wenn sie vom grünlich schimmernden Mondesglanz versilbert, oder vom

schillernden Sonnenlicht überflutet werden. Winde, Stürme und Wolken streifen nur die Oberfläche des Leichentuches und zeichnen dunkle Flecken darauf. An besonders windstillen, frostigen Tagen verflücht der leichte Nebel, der von den Thälern und Wäldern aufsteigt, daß doch nicht alles unter dem Schnee tot ist, daß doch etwas dort lebt und atmet. Zuweilen wälzt sich ein langgezogenes Krachen von Ort zu Ort, das einem mächtigen Aufatmen oder Aufstöhnen gleicht, und dann zuckt die Erde zusammen, und der Reif fällt von den Bäumen. Das Kesseltal, in dem Dschurdtschnj lag, zeichnete sich unter den angrenzenden, mannigfach verschlungenen Vertiefungen und Schluchten durch nichts Besonderes aus. Es war von gezackten Berggipfeln umgeben, die sich weiß und mild und unergründet vom dunklen Himmel abhoben; es war ebenso starr und tot, wie die benachbarten Thäler, und bot wie diese den Anblick eines weißen Marmorbeckens, dessen fein gemeißelten Rand das Spitzengewebe der Wälder bildete. Die benachbarten Höhen schienen es mit einem Ringe zu umgeben, aber dieser hatte in seiner nördlichen und südlichen Seite je eine Lücke — je eine felsige Schlucht, durch die der reißende Fluß Dschurdtschnj herein- und hinausstürzte, indem er zwischen den Bergrücken hindurch dem fernen Ocean zu-eilte.

Der winzige Kranz, den die fünfzig Häuser des Städtchens darstellten, verschwand in dem weißen Weinhaus fast spurlos, und nur die gelben Striche der schmalen Wege, die alle einer Richtung zustrebten, und die spärlichen Holzschläge in den Wäldern verkündeten die Nähe der „Wüstenhauptstadt“ — wie der Stadtschullehrer Dschurdtschnj nannte. Um empfinden zu können, daß es diesen Namen wirklich verdient, muß man diese Straßen durch diese Wüsten gewandert sein, muß man die Sehnsucht nach einem Menschenantlitz, einer Menschenwohnung kennen gelernt haben.

Die Häuser der „Hauptstadt“ waren alle erbärmlich, alle in dem häßlichen russisch-jakutischen „Gouvernements“-Stil erbaut. Sie hatten platte Dächer, die Wände bestanden aus Rundhölzern, die mit Lehm und Mist verschmiert waren, die Fenster waren klein, die Türen niedrig und mit rauen Stuhhäuten beschlagen. In den Höfen befanden sich gewöhnlich fensterlose, mit platten Dächern versehene Vorratskammern, die hier und da mittels eines überdachten Ganges mit dem Hause verbunden waren. So sahen die „Paläste“ von Dschurdtschnj aus. Unter ihnen glänzte — der kostbarste Topas in der Krone des Städtchens — das gelbe Haus des Polizeiamtes mit seinen großen Fensterscheiben. Es hatte ein spitzes Dach, ein ganz europäisches Aussehen und stand so einsam in der Mitte eines kleinen Platzes, daß es aussah, als wären die andern Häuser fürchtbar vor einer so hochschreienden Nachbarschaft zurückgewichen. Am nächsten wagte sich die Hauptwache heran, und die Mehl- und Salzmagazine der Regierung. Nach Norden und Süden hin zogen sich dann die Häuser der Dschurdtschnjer Aristokratie — ein Gemisch von europäischem und jakutischem Stil. An der Südseite des Sees schloß die russische Kirche den Zug, an der Nordseite hingegen die Schenke des reichen Jakuten Las. Von hier aus bog der Häuserkranz an das gegenüberliegende Ufer ab, wo nur die Hütten der Armen standen. Diese unterschieden sich in nichts von den Zurten der Jakuten; im Sommer erinnerten sie an Misthaufen, im Winter an Schneehügel mit eisigen Fenstern; riesige, hölzerne Rauchfänge, die ewig Rauch und Funken spien, ragten darüber empor.

Die Häuserkette war in beiden Vierteln sehr weitläufig; überall sah die Tajga durch; hier und da drängten sich Wald und Sümpfe bis in die Gassen und zwangen dieselben, Kreise zu beschreiben oder im Zickzack weiterzugehen. Es kam vor, daß Hasen aus dem Gebüsch mitten auf die Straße sprangen, oder ein Volk weißer Rebhühner vor dem Vorübergehenden aufflog. Es hieß, daß auch Wölfe und Füchse manchmal bis hierher gerieten, und der Ortspope, der ehrenwerte Afakij Terapontowitsch, behauptete, einmal sogar einem „versteinerten“ Mammuttier begegnet zu sein.

Alle Verbannten wohnten, Tscherewin ausgenommen, im Armenviertel.

Es war eine kalte, frostige Winternacht. Der Himmel war mit Sternen besät, aber unten lagerten sich Nebelschleier über die Erde. Niehorski stand auf dem Dache seiner Hütte

und fuchte die Furte Alexandroffs in dem unter ihm schwebenden Dunste zu erspähen. Aber es war umsonst; unter den abenteuerlichen, verworrenen Linien des milchweißen Nebels, der dunklen, eckigen Flecken der Bauten, der flimmernden Lichter und des blutigen Feuererscheinens, der aus den niedrigen Schornsteinen aufstieg, war sie nirgends zu entdecken. Er wollte schon hinabsteigen, als er den Schnee knirschen hörte und eine bekannte Gestalt erblickte, die weit ausschreitend über den See marschierte.

„He! Herr Jan! Wohin geht die Reise?“ rief Niehorsti mit tiefer Stimme.

„Ah! Das sind Sie! Ich geh' zu Tas, ein Spielchen zu versuchen! Es ist mir heute gar zu wunderbar ums Herz.“

„Haben Sie Krassuski nicht gesehen?“

„Ja, er sitzt bei mir und thut, als ob er schufsterte. Aber 's ist nichts los im Geschäft! Wah: würde ich sonst wohl ausgehen! Aber, sehen Sie, meine Alte kann wenigstens mit ihm zanken, und — er — na, im Grunde genommen, macht er der Majka den Hof.“

„Hat er nichts gesagt, ist Alexandroff zu Hause?“

„Nein, er hat nichts gesagt. Und Sie? — immer noch daselbe auf'm Tapet? Eh . . . he! 's steht schlimm. Die Eintracht fehlt! Gute Nacht!“

„Wie? Wie meinen Sie? Ist was Neues vorgefallen?“

Statt jeder Antwort machte Jan eine wegwerfende Handbewegung und verschwand im Nebel.

Niehorsti kletterte vom Dache. Einen Augenblick später ging er warm gekleidet über den See und auf ein Haus zu, das dem Polizeiamte gerade gegenüber am andern Ufer stand. Er trat nicht gleich ein, sondern ging sinnend eine Zeitlang auf dem Pfade hin und her. Er spürte nicht, wie kalt es war, hörte nicht, wie durchdringend der Schnee unter seinen Tritten knirschte, merkte nicht, daß seine Kleider ganz steif wurden und sich über und über mit Reif bedeckten. Er grübelte über Alexandroff und ihr gegenseitiges Verhältnis. Er fürchtete, die Lage durch Ueberstürzung zu verschlimmern. . . . Ah! Dieser Ehrgeiz, ohne den es nie abgehen kann, der überall seine Streiche spielen muß! Giebt es denn keinen Menschen, der davon frei wäre?! Sollte er nicht lieber warten? Es wäre besser, der Eigensinn thäte den ersten Schritt! So weit ich ihn kenne, ist es unmöglich, daß ihn der Fluchtplan nicht interessiere, nicht reizt. Es würde ihn tief verletzen, wenn ich ihn umginge. Und doch kommt er nicht! Und die Zeit ist so kurz, und wir haben noch so viel zu thun. Oder will er damit sagen, daß er nicht einverstanden ist? Dann machen wir uns zu dreien auf den Weg: ich, Krassuski und Boronin. Mag kommen, was will! — Er blieb unschlüssig vor Alexandroffs Furte stehen, denn die Fenster waren dunkel.

„Er ist nicht da! Wohin könnte er gegangen sein? Höchstens zu Samuel. Oder sitzt er in der Hinterstube?“

Als er näher kam, sah er, daß das Vorhängeschloß an der Thür fehlte, und drinnen hörte er die taktmäßigen Schritte eines auf- und abgehenden Menschen.

„Wer da?“ rief eine bekannte Stimme, als er die Thür öffnete.

„Ich bin's, Niehorsti. Warum sitzt Du im Dunkeln? Aus Sparjamkeit? Nein, laß sein, mach' kein Licht!“ versuchte er Alexandroff zu wehren, der ein Bündholz anstrich. Dieser brumnte etwas in den Bart und zündete die Kerze an. Dann nahm er die ausgegangene Pfeife aus dem Munde und stopfte sie mit frischem Tabak, den er aus einem auf dem Tische stehenden Kasten nahm.

Er hatte einen kurzen Pelz an und die Pelzmütze auf dem Kopfe, und seine kolossale Gestalt, mit den weit abstehenden Ellenbogen erschien bei dieser wichtigen Beschäftigung noch ungelentler. Er schwieg und maß den Gast mit einem kurzen, fragenden Blick. Und als dieser, obgleich er den Pelz schon abgelegt und sich gesetzt hatte, auch nichts sprach, fing der Hausherr wieder an, schweren, regelmäßigen Schrittes im Zimmer auf- und abzugehen, wie es Menschen thun, die sich in langer Gefangenschaft an das Durchmessen eines kleinen Raumes gewöhnt haben.

„Nun, ist der Berg zufriedengestellt, da Mohammed zu ihm gekommen ist?“ begann Niehorsti endlich.

Alexandroff blieb stehen und hob die Brauen.

„Sag' mal, ist's nicht 'ne Schande, daß zwei brave Burschen, zwei Genossen, die irgendwo am Ende der Welt sitzen müssen, ihre Beziehungen aufgeben, ihre Freundschaft erkalten lassen, und das alles um einer Meinungsverschiedenheit willen?“ fuhr Niehorsti mit sanfter Stimme fort.

„Oder hast Du vielleicht ein Bademekum, dem Du die untrügliche Lösung jeder socialen Frage entnehmen kannst?“

Streben wir nicht im Grunde genommen demselben Ziele nach? Doch nein: es muß so sein, — muß bis auf das Tüpfelchen über dem i so sein, immer und überall so sein, wie Du es meinst.“

„Das ist nicht wahr!“ antwortete Alexandroff mürrisch.

„Du willst also nicht zugeben, daß Du diese ganze Zeit über böse warst? Warum bist Du denn seit vierzehn Tagen nicht bei mir gewesen?“

„Du bist ja auch nicht gekommen!“

„Das ist was andres. Ich bin auch früher nicht gekommen. Du hast es selbst oft gesagt, daß man hier nicht frei von der Leber weg reden kann, denn entweder ist Muhsja da oder Krassuski hämmert. Daher hat es sich von selbst gemacht, daß Du mich aufsuchtest. Als Du nun einmal nicht kamst und Dich auch am zweiten Tage nicht sehen ließe, wußte ich wohl, daß es Dich nicht nach mir verlangt. Und wie bist Du in den Feiertagen mit mir umgegangen? Wahrhaftig, Du hattest mehr Zärtlichkeit für — Pietroff übrig!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Moderne Großmüllerei.

Das Wesen der Müllerei besteht in der Entfernung der für die Ernährung des Menschen unbrauchbaren Schalenbestandteile des Getreideforns und in der Zerkleinerung der das Innere des Kornes ausfüllenden Stärke nebst der sie umgebenden Kleberschicht. Außerdem muß auch der Keim aus dem Korn möglichst entfernt werden, da derselbe die Haltbarkeit des Mehls beeinträchtigt. Es kommt aber in der Müllerei durchaus nicht darauf an, das Getreideforn lediglich zu Staub zu zerkleinern, sondern nur darauf, die nutzlosen Bestandteile des kompliziert aufgebauten und von einer Reihe verschiedener Hüllen umgebenen Kornes von den für die menschliche Ernährung wichtigen zu trennen und letzteren ein für ihre spätere Weiterverarbeitung geeignete Form zu geben. Das Produkt dieser Umwandlung, das Mehl, ist aber nicht zur Staubform geriebenes Getreide, wie der Laie leicht annehmen mag, sondern es besteht aus Keimen, möglichst von allen Unreinheiten geäuberten scharfsantigen Teilchen Stärke und Kleber von möglichst gleicher Größe.

Die Aufgabe, aus dem Getreideforn ein Mehl herzustellen, welches diesen Bedingungen genügt, wird nun in der modernen Müllerei in folgender Weise gelöst.

Das zunächst von den größten Verunreinigungen, Steinen usw. gereinigte Getreide gelangt in Waggon- und Schiffsladungen zur Mühle. Wegen der Frachtersparnis ist es erklärlicherweise sehr vorteilhaft, die Mühle an einem schiffbaren Wasserlaufe anzulegen, auch wenn die Ausnutzung einer Wasserkraft an demselben nicht möglich ist.

Aus den Schiffen wird das Getreide dann mittels Bechertwerken automatisch herausgeholt und durch Transportbänder, Schnecken oder andre Hilfsmittel in die Vorratsspeicher geschafft, in denen es bis zur Verarbeitung lagert; wenn erforderlich, wird zunächst noch eine Reinigung vorgenommen; eventuell wird das Getreide, auch wenn es auf dem Transport feucht geworden sein sollte, getrocknet oder zur Erzielung eines gleichmäßigen Mehles mit andern Sorten gemischt. Selbstverständlich wird das Getreide vor der Einlagerung auch auf automatisch wirkenden Wagen gewogen, um so eine Kontrolle über die angelieferte Menge zu gewinnen.

Für den deutschen Leser wird es von besonderem Interesse sein, den Arbeitsgang in einer der großen amerikanischen Walzmühlen zu verfolgen. Wir wählen zu diesem Zwecke die große Mühle der Washburn-Crosby-Company in Minneapolis in Minnesota, welche eine Tagesproduktion von 30 000 Faß Mehl besitzt und täglich nicht weniger als 125 000 Bushels (etwa 2700 Tonnen) Weizen vermahlt. Dies entspricht einer bebauten Fläche von etwa 40 Quadratkilometern.

Der Weizen wird hier aus den Lagerfässen zunächst in Separiermaschinen geführt, welche aus mehreren übereinander liegenden Sieben aus gelochtem Blech von verschiedener Lochweite bestehen. Die obersten Siebe lassen den Weizen durch, während die größeren Unkrautsamen, sowie die sonst nicht in das Mahlgut gehörenden Körner — Hafer z. B. — über dieselben hinweggleiten, für sich aufgefangen und beiseite werden. Die unteren Siebe dagegen sind so eng gelocht, daß die Weizenkörner selbst nicht durchfallen können und nur die kleinen Unkrautsamen durchschlüpfen. Nachdem auf diese Weise die den Weizenkörnern in der Form ähnlichen Fremdbestandteile — die übrigen Verunreinigungen, größere Samen, Holz usw., müssen schon vorher fortgeschafft sein — herausgesiebt sind, wird das Mahlgut in eine Entschälungsmaschine gebracht. Diese besteht im Prinzip aus einem reibschalig durchlochtem Reibmantel, innerhalb dessen ein mit Flügeln und Bürsten versehenes System um eine horizontale Achse rotiert. Dadurch wird das oben eingefüllte Getreide an den Reibschalinder geschleudert und hier durch die rotierenden Bürsten seiner äußeren dünnen Schale und des Staubes entkleidet.

Hierauf wird der Weizen, um ihn eine gleichmäßige Temperatur zu verleihen, durch ein in verschiedenartiger Weise durchgebildetes Heizsystem geführt. Nachdem das Getreide hierin über Dampf-

Heizschlangen erwärmt ist, wird es in Temperierbehälter gebracht, in denen sich die etwa noch immer ungleiche Wärme in der ganzen Getreidemasse gleichmäßig verteilt.

Wenn dies erreicht ist, beginnt der eigentliche Mahlprozess, der in den modernen Großmühlen fast ausschließlich mit Hilfe von Walzenstühlen ausgeführt wird. Durch den Ersatz der Mühlsteine durch die Walzen ist nicht nur die Produktionsfähigkeit der Mühlen erheblich gesteigert worden, sondern es kann auch das Mahlen selbst in rationeller Weise durchgeführt werden. Bei den Walzen ist es ganz gut möglich, die Zerkleinerung des Korns so durchzuführen, daß die Schale in großen Stücken zusammenhängend bleibt — dies ist für die spätere Bearbeitung des Mahlgutes von größter Wichtigkeit —, während dies bei Vermahlung mittels Mühlsteinen mit Schwierigkeiten verbunden ist. Hier wird die Schale leicht zu kleinen Stücken zerrieben, die dann nachher sehr schwer von den Nährbestandteilen des Mehles zu trennen sind. Bei Anwendung von Walzen zum Zwecke des Vermahlens ist dieser Nachteil nicht vorhanden.

Ein in der Regel als Doppelsystem ausgeführter Walzenstuhl besteht im wesentlichen aus zwei Paaren gehärteter Stahlwalzen, die auf der Oberfläche mit einer scharfzantigen Riffelung versehen sind. Diese Walzen lassen sich so gegen einander einstellen, daß der Zwischenraum zwischen ihnen eine ganz bestimmte Größe hat. Die Umlaufgeschwindigkeit der Walzen ist um einen gewissen Betrag verschieden, so daß das Getreide, wenn es in den engen Zwischenraum zwischen den Walzen geführt wird, von den Walzen mitgenommen, zerquetscht und in einzelne Stücke zerrieben wird, ohne jedoch zu Staub zermahlen zu werden. Das Getreide wird so zwischen die Walzen geführt, daß es zuerst von der langsamer laufenden Walze mitgenommen und dann später erst von der schneller laufenden erfasst und zerkleinert wird. Nach dieser Zerkleinerung wird das Material auf Siebtische gebracht, durch die die feineren Teile von den größeren, meist mehr Schale enthaltenden getrennt werden. Letztere werden nochmals zwischen Walzen gemahlen und dann der ganze Vorgang, Mahlen und Sieben, im ganzen fünfmal wiederholt. Die durch das Sieben gewonnenen Mehlteile, die sogenannten Griesse, werden hierauf ihrerseits in Plansichtern oder Trommeln nach der Größe der einzelnen Teilchen in verschiedene Klassen getrennt; der Wert der dadurch gewonnenen Sorten ist genau der gleiche, der Unterschied besteht nur in der Größe der einzelnen Teilchen. Jede dieser Griesarten wird nunmehr in eine sogenannte Griesputzmaschine gebracht, die aus einer Reihe mit Seidengaze überzogener Siebe besteht, durch welche Luft hindurchgesaugt wird. Hierdurch werden die feinen Staubteile sämtlich mitgerissen und in einen Staubfänger geführt. Letzterer besteht aus einem röhrenförmigen Tuch, durch dessen Gewebe die Luft nach außen tritt, während sich der Staub an den Innenwänden ansetzt und von hier durch Abklopfen entfernt wird. Die in den Griesen noch enthaltenen Kleieteilchen werden ebenfalls, da sie spezifisch leichter sind als die Griesse, von der Luft mit fortgeführt und in besonderen Behältern aufgefangen. Die Griesse selbst werden durch die im Innern der mit der Seidengaze bespannten Fußtrommeln rotierenden Bürsten durch die Seidensiebe durchgehört und gehen in eine zweite Maschine, in der das Verfahren wiederholt wird. Auf diese Weise wird jede Griesart für sich völlig gereinigt. Ist dies geschehen, so werden die Griesse in Feinmahlwalzen soweit weiter vermahlen, daß die einzelnen Partikelchen die für das Handelsmehl erforderliche Größe erreicht haben. Allzu weit darf dieses Zerkleinern jedoch auch nicht getrieben werden, da sich dann das Mehl nicht hält und stodik wird. Ob die richtige Feinheit erreicht ist, wird vermittelst der mit feinsten Seidengaze überzogenen Siebtrommeln, in die das Mehl nun gebracht wird, festgestellt. Die zu groben Teile gehen nochmals zu den Feinwalzen zurück, während die feinen Teile in die Vorratsbehälter geschafft und zum Versand gebracht werden. In den Feinsiebtrommeln bewegen sich ebenfalls Bürsten, welche das Mehl durch die Gezeiebe durchbürsten, und ferner rotieren im Innern Schlagleisten-systeme, welche das Mehl gegen die Wagewand schleudern.

Jede Griesart wird bis dahin für sich gesondert bearbeitet. Die besten und reinsten Mehlsorten erhält man aus den größten Griesen, da diese die wenigsten Kleieteile enthalten. Da es nun wesentlich darauf ankommt, die im Handel üblichen Mehlsorten zu erzeugen, muß schließlich in der Regel, falls nicht gerade zufällig das aus einem Gries erzeugte Mehl genau der Handelsware entspricht, eine Mischung verschiedener Sorten vorgenommen werden. Zu diesem Zwecke werden schon während der Verarbeitung fortwährend Proben genommen und sowohl in trockenem wie in feuchtem Zustande mit Normalproben verglichen, sowie auch in kleinen, elektrisch geheizten Ofen Badproben gemacht. Dadurch ist es möglich, schon während der Vermahlung ein fortlaufendes Bild von der Güte des einzelnen Erzeugnisses zu erhalten und danach das zur Herstellung von Marktware nötige Mischungsverhältnis zu bestimmen. Die Qualität wird dabei immer etwas über der geforderten gehalten, damit nicht zufällige Mischfehler sofort ein Mehl ergeben, das den Qualitätsbedingungen nicht entspricht.

Hiermit ist die eigentliche Fabrikation beendet und es beginnen die Verpackungs- und Versandarbeiten. Der Versand erfolgt entweder in Fässern von 90 Kilogramm Inhalt oder in Säcken, deren Größe bis zu 130 Kilogramm Fassung hinausgeht. Die Füllung erfolgt aus den Mehlbehältern heraus automatisch. Etwaige Ungleichheiten in dem Gewicht der Füllung, die sich bei der sofort nachher erfolgenden Wägung herausstellen, werden durch Nachfüllen resp. Abnehmen mit einer Handschaukel abgeglichen. Nach dem Ver-

schließen und Reinigen der Fässer werden dieselben sofort in die Waggons verladen, welche auf einem Anschlußgleise in die Mühle hineingefahren werden. Jeder dieser amerikanischen Wagen faßt etwa 200 bis 275 Faß, d. h. etwa 20 bis 27 Tonnen Bruttolast. Im letzten Jahre betrug der Gesamtversand der Washburn-Crosby-Company von ihrer Mühle in Minneapolis allein, dem „Scientific American“ zufolge, etwa 6 000 000 Faß, von denen ein großer Teil exportiert wurde. Für den Export erfolgt die Verpackung in Säcken, da diese sich bequemer transportieren und unterbringen lassen. Die Säcke werden ebenfalls automatisch gefüllt, gewogen, sodann mit einer Spezialmaschine zugenäht und mit Hilfe kleiner Transportwagen in die Waggons verladen. —

W. Stengl.

## Kleines feuilleton.

k. Alte Vorläufer des modernen Plakats. Wenn irgend etwas, so erscheint uns das Plakat als eine Errungenschaft unsrer Zeit, und doch lassen sich seine Vorläufer bis weit ins Altertum verfolgen. Ueber diese noch so wenig erforschte Geschichte des Plakats giebt Walter von zur Westen in seinem unlängst erschienenen Buch „Kellamekunst“ einige Aufklärung. Der Gedanke, der dem Anschlagwesen zu Grunde liegt, tritt schon in der Veröffentlichung von Gesetzen auf Tafeln im Altertum hervor; die Tafelgesetze, die Anfänge des römischen Rechtes, waren doch im Grunde Plakate, indem auf ihnen gewisse Mitteilungen dem gesamten Publikum zugänglich gemacht wurden. Auch die „Alba“, die weißen Holztafeln, auf denen der Prätor beim Antritt seines Amtes sein Programm darlegte, hatten mit den Anschlägen unsrer Pflanzsäulen vieles gemein. Zur römischen Kaiserzeit aber gab es ein ausgedehntes, schon ganz modernes Kellamewesen, das uns durch die Ausgrabungen von Pompeji und Herculaneum wieder vor Augen geführt worden ist. Solche Theateranzeigen, Gasthausempfehlungen und andre Anpreisungen waren meist mit roter Farbe an die Häuser angeschrieben; doch in den Bädern, wo viele Leute zusammenkamen, waren die Wandfelder extra für Kellamebilder reserviert, die von den Schriftmalern ausgeziert wurden. Einer der beliebtesten unter diesen Ahnen unsrer modernen Plakatkünstler war Aemilius Celer, der unter die kunstvolle Anzeige eines Gladiatorenkampfes im Gesänge seiner Bedeutung schrieb: „Dies“ schrieb Aemilius Celer einst beim Mondenschein.“ Sehr oft standen solche Inschriften an Stelle unsrer heutigen Annoncen, und auch heute liest man in jeder Zeitung ganz ähnlich lautende Anzeigen wie diese: „Der, dem am 25. November eine Stute mit einem kleinen Packattel entlaufen ist, mag sich bei A. Decius melden.“ Auch Wirtshauschilder fanden sich schon bei den alten Römern, und hier wurde auch durch eine bildliche Darstellung das Anziehende des Plakates noch erhöht. Auf dem Schilde des Gasthauses „Zum Elefanten“, das sich als „neurenoviert und mit allen Bequemlichkeiten der Zeit ausgestattet“ den verehrten Gästen empfiehlt, war ein Elefant abgemalt, den ein Mann führte. Und auf Firmenschildern hat sich auch hauptsächlich der künstlerische Plakatschmuck bis in unsre Zeit beschränkt. Sehr zahlreich müssen auch schon im alten Rom die Plakate der Buchhändler gewesen sein; und als dann am Anfange der Renaissance die Welt sich dem Buche wieder mehr zuwandte, waren Buchanzeigen die ersten Kellamen, die man druckte. Durch das ganze Mittelalter herrschte die lebende Kellame in Gestalt des Ausrufers oder Heroldes, der in prächtiger Weise ausgestattet war, und in dessen buntem Anzug sich doch ein künstlerisches Schmuckbedürfnis neben der Sucht zum Auffallenden bemerkbar machte. Auf Wirtshaus- und Firmenschildern konnte sich eine zuerst künstlerische Auffassung des Plakates entfalten, und zwei Maler, die die größten ihrer Zeit waren, haben solche Werke geschaffen. Holbein in seinem Aushängeschild eines Schulmeisters, das sich im Museum zu Basel befindet, schildert die Freuden und Leiden eines Lehrers, wie er in niederer Stube, in die durch die Augenheben doch ein fremdliches Licht eindringt, den kleinen das Abc beibringt und den Großen ihre Korrespondenz besorgt. Und Watteaus letztes Gemälde, das Firmenschild für seinen Freund, den Modehändler Germain, führt mit all' der feinen Anmut seines Pinsels in die elegante Welt der zarten Roben und schönen Frauen ein. Doch waren solche Werke in der Zeit von der Renaissance bis zum Kololo noch vereinzelt. Theateranzeigen, phantastisch ausgeschmückte Plakate von Akrobaten und Seiltänzern waren am häufigsten. Auf der Ankündigung einer Meisterfingerschule vom Ende des 16. Jahrhunderts sieht man das Bildnis des alten Hans Sachs. Auch die Werbe-Offiziere suchten durch Affichen, auf denen Soldaten in bunter Uniform prangten, junge Vurschen anzuloden. Eine wirkliche Verbreitung fand das Plakat erst zur Zeit des großen kommerziellen Aufschwunges und der damit eng verbundenen Schwindelunternehmungen am Anfang des 18. Jahrhunderts. Man wurde auch das Anschlagwesen von Kellameplakaten sehr üblich, ja es wurde fast zu einer Plage. Ein satirisches Bild von damals zeigt einen Ausrufer aus der guten alten Zeit, der betrübt und stumm davonschleicht, während ein Bettelanfleher große Plakate an die Mauern heftet, darunter steht: „Heut, wo man alles an den Wänden anschlägt, macht auch bekannt, daß auch die Henne Eier legt.“ Auch die Geschäftstarken, durch die sie sich die Kaufleute ihren Kunden in die Erinnerung rufen, wie es ja auch heute noch üblich ist, waren aufs Feinste gestochen und von

den großen Künstlern des Rokoko sehr schön geschmückt. So empfiehlt sich z. B. ein Zahnarzt mit einem allerliebsten Kupfer Marilliers, auf dem niedrige kleine Putten auf die netteste Weise von der Welt dieses schmerzhafteste Geschäft besorgen. So blickt also das Plakat auf eine lange Reihe von Vorgängern zurück, wenn auch seine eigentliche künstlerische Entwicklung erst im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts begonnen hat. —

— Ueber die majurische Sprache veröffentlicht D. Gersz in den „Mitteilungen der Litterarischen Gesellschaft Masovia“ einen Aufsatz, dem der „Globus“ einige interessante Angaben entnimmt. Das heutige Majurisch ist dieselbe Sprache, die im 14. und 15. Jahrhundert die niederen Stände in den östlich und südlich vom heutigen Ostpreußen gelegenen Teilen des Königreichs Polen gesprochen haben. Auch die südlich und südwestlich von dem heutigen Ostpreußen gelegenen Teile Polens hatten damals in den unteren Ständen dieselbe Sprache, mit den geringen Unterschieden unvermeidlicher Provinzialismen. Nur in der Aussprache des Polnischen differenzierten Osten und Westen, und diese Differenz macht sich bis heute geltend, wobei die Grenze den Ortelsburger Kreis schneidet. Die Hauptdifferenz betrifft nach Gersz die Aussprache des sz und cz; im nordöstlichen Majuren spricht man es wie das scharfe s und das scharfe z aus, im übrigen Majuren wie sch und tsch. Das z wird ferner im nordöstlichen Majuren wie ein weiches s, im Südwesten wie ein weiches sch gesprochen, dieses in Uebereinstimmung mit der Aussprache der gebildeten Polen. Endlich bildet noch die Aussprache des l eine Differenz, indem der nordöstliche Majur nicht im Stande ist, diesen Konsonanten richtig auszusprechen. Jede Abweichung, jede eigentümliche Betonung wird auf das peinlichste von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt, und so hielt bei fast gänzlichem Mangel an Litteratur die mündliche Tradition seit der Einwanderung, also 500 Jahre lang, die Sprache des Mittelalters unverändert aufrecht. Nur mußte bei dem Mangel an Weiterbildung und an Litteratur beim Fortschreiten der Kultur die deutsche Sprache, als die offizielle Sprache der Landesregierung, aussehend eintreten, und so kamen viele deutsche Wörter, die mit polnischen Endungen versehen wurden, in die majurische Umgangssprache hinein. Daß diese jetzt überhaupt noch als polnisch erkennbar ist, verdankt sie lediglich der polnischen Bibelübersetzung und dem polnischen Kirchengesangbuch sowie einer kleinen Zahl polnischer Andachts- und Predigtbücher aus dem 16. und 17. Jahrhundert, meist Uebersetzungen aus dem Deutschen. Diese Litteratur ist durchweg in der Volkssprache des Mittelalters geschrieben, die bei den heutigen gebildeten Polen natürlich als gänzlich veraltet und minderwertig gilt, die unberührt geblieben ist von der Fortbildung des Polnischen im Königreich Polen durch eine reiche Litteratur und große Dichter. —

### Kulturgeschichtliches.

— Das ostfriesische Deichrecht. Ein besonderes ostfriesisches Landrecht bezog sich auf die Deichlast. Das ganze weite ostfriesische Marschland verdankt wir dem Meere, dem es zum großen Teil erst künstlich durch Menschenhand abgewonnen werden mußte, und es bedurfte eines dauernden sorgfältigen Schutzes gegen immer neuen Flutenandrang. Zur Entschädigung für diese schwere Deichlast war Ostfriesland in der frühesten Zeit aller Verpflichtungen zur Seeresolge erhoben, doch nahm dies im Mittelalter ein Ende. Seit dem Jahre 1521 hatten die Ostfriesen acht Mann zu Fuß und 45 zu Fuß zu stellen, für die jedoch meist eine Ablösung gezahlt wurde: von einem Besitztum im Werte von hundert Gulden ein halber Gulden, von jedem Grafe Landes ein Schaf, das damals eine übliche Rechnungseinheit bildete. Nach dem alten Deichrecht, das, zu den Zeiten der Hauptlinge aufgesetzt, der Reihe nach durch die Grafen Ulrich, Ehedea, Edzard, Emno Johann und die Gräfin Anna bestätigt wurde, wurden alljährlich sechs Deichschauungen gehalten, um St. Petri (18. Januar), um St. Gregorii (12. März), um St. Georgii (23. April) spätestens gegen den 11. Mai, weil da die Feuerleute abgezogen und jeder von ihnen gehalten war, den Deich so gut wieder abzugeben, wie er ihn übernommen hatte. Die vierte Schau war zwischen Pfingsten und St. Vitii (15. Juni) abzuhalten, damit die Deiche von da an gegen den Winter um so besser begraben könnten, und niemand durfte die Sense zum Mähen anschlagen, bevor er seinen Deich völlig in Stand gesetzt hatte. Die letzten Deichschauungen fanden um Bartholomäi (24. August) und um Martini (10. November) statt. Wer nicht im Stande war, seinen Deich zu halten, sollte mit den Deichrichtern und der ganzen Gemeinde auf den Deich gehen, eine Heugabel darauf setzen, drei Rasen mit dem Spaten ausgraben und dann schwören, daß er den Deich nicht mehr halten könne. Fand sich unter seinen Verwandten keiner, der zugleich seine Habe und die Deichpflicht übernehmen wollte, so sollte es die Obrigkeit thun, unter die er gehörte, damit den gemeinen Friesen kein Schaden daraus erwachse. Jede der erwähnten Verpflichtungen dieses alten Deichrechts beginnt mit der Klage, daß die Gefähr der wilden Seewässer in stetem Wachsen sei, daß die Inseln kleiner würden und die Meeresarme zwischen ihnen tiefer und breiter. In allen Verordnungen gedachte man auch der Rechte der Deichrichter, deren jedes Kirchspiel einen haben sollte. Vor ihnen galt kein Ansehen der Person; sie durften sogar aus den Ämtern und adeligen Herrlichkeiten die Stühle der Säumigen pfänden lassen, ohne die Junker und Amtsleute darum zu fragen. —

(„Kölnische Zeitung“.)

### Aus dem Tierleben.

— Das Sinnesleben der Tiere. Die Bewegungen, durch die ein Tier eine ihm schädliche Einwirkung flieht, oder einen Schlupfwinkel aufsucht, oder einen Nahrungskörper ergreift, finden nach G. Bohn fast immer statt auf Grund der Erregung mehrerer Sinne. Ein Nöhrenwurm z. B., der bei der Annäherung eines Palaemon-Krebses sich in seine Nöhre zurückzieht, spürt erstens mit dem vorderen Teile seines Körpers die Bewegung des Wassers; er bemerkt ferner den Schatten seines Feindes und fühlt diesen letzteren endlich mit den Tentakeln. Diese drei Reize haben das Zurückziehen des Wurmes zur Folge. Doch genügen, um dieselbe Wirkung auszulösen, bereits der an erster und zweiter Stelle genannte Reiz; ja, selbst unter dem bloßen Einfluß des leisesten Schattens ziehen sich die Tiere bereits in ihr Gehäuse zurück. Wenn ferner eine Strandschnecke (Litorina) bei der Flut sich einen Schlupfwinkel in dem Gestein sucht, so bemerkt sie erstens den Wellenandrang des steigenden Meeres; sie folgt zweitens dem Schatten, den die Felsen werfen, und sucht sich drittens auf dem beschatteten Gestein eine Zufluchtsstätte. Auch hier werden also mehrere Sinneswahrnehmungen ausgelöst; auch hier aber genügt, um denselben Erfolg zu erzielen, ein einziger Reiz, nämlich die Beschattung. Eine Litorina, die von der Seite des offenen Meeres her künstlich beschattet wird, folgt diesem Reize und geht im Wasser zu Grunde. Man findet eine derartige, vom dem Objekt selbst unabhängige Perception der Eigenschaften eines Objektes auch bei höheren Tieren und selbst bei Kindern. Ein Kind bezeichnet oft genug zwei verschiedene Dinge, die eine gleiche Eigenschaft haben, mit demselben Worte. Gewisse Psychologen haben aus diesen Erscheinungen ein Abstraktionsvermögen nachzuweisen versucht. So wenig man aber auf Grund obiger Thatfachen annehmen darf, der Nöhrenwurm oder die Litorina abstrahiere, so wenig darf man dieselbe Schlussfolgerung bei den analogen Ausprägungen der Kindesseele ziehen. —

### Humoristisches.

— Erkennungszeichen. A.: „Ob die Touristen dort an dem Tisch wohl Berliner sind?“

B.: „So sprich doch einfach in ihrer Hörweite das Wort „Denkmal!“ aus; wenn sie dann nervös zusammenstrecken sind's Berliner.“

— Aus Tirol. Bar's dem voll gestern in der Versammlung?“

„Ja, Kropf an Kropf standen!“ —

— Vor dem Straßburger Münster. „Warum mag der eine Turm nicht vollendet sein?“

„Wahrscheinlich sind damals die Bankdirektoren schon vor der Vollendung eingesperrt worden!“ — („Jugend“.)

### Notizen.

c. Eine Statistik der amerikanischen Zeitungen. Erstausgäbe groß ist die Zahl der amerikanischen Zeitungen und Zeitschriften; sie beträgt 15 420 periodisch erscheinende Journale, die in einer Zahl von 90 165 200 Nummern umgesetzt werden. Davon entfallen auf die wöchentlich erscheinenden Zeitschriften 17 946 250 Nummern, auf die monatlich erscheinenden 6 058 250, auf die täglich erscheinenden 4 772 500, auf die halbmonatlichen 796 750, auf die zweimal wöchentlich erscheinenden 224 000, auf die Vierteljahrszeitschriften 193 250 Nummern. 13 unter diesen Publikationen haben eine Auflage von mehr als 150 000 Exemplaren, 12 von mehr als 100 000 Exemplaren; unter diesen 25 weiterverbreitetsten Blättern sind 13 wöchentlich, 7 monatlich, 4 täglich und eine halbmonatlich erscheinende. —

— Starke Nerven. Die amerikanische Schauspielerin Leslie Carter hat in drei Jahren die Titelrolle in dem Schauspiel „Du Barry“ 1118 mal gespielt. —

— Felix Mottl wird den größten Teil der Wiener philharmonischen Konzerte in der Winteraison 1904/1905 dirigieren. —

— Die Stereotypie ist im Jahre 1804 vom Grafen Stanhope erfunden worden, der auf den Abdruck des Letternsatzes in Gips verfiel. 25 Jahre später nahm der Franzose Genoux statt Gips Papierbrei. —

— Ein neuer Sprudel. Unweit von Andernach, auf einer Rheinhalbinsel, ist es vor kurzem gelungen, einen neuen Sprudel zu erhobeln, der viermal am Tage in regelmäßigen Zwischenräumen etwa 30 Meter hoch springt und ein stark kohlensäurehaltiges Wasser liefert. —

— Die Preise für Elfenbein sind in den letzten Wochen außerordentlich gestiegen. Der höchste Preis, der neuerdings für Stücke gezahlt wurde, die sich besonders für Billardbälle und dergleichen eignen, war 117 Pfund Sterling (2340 M.) gegen 92,10 Pfund Sterling im vorigen Jahre. —

— Amtliche Stillblüte. Ein badischer Gen darm berichtete an das Amtsgericht in L. über ein Vergehen gegen die Gewerbeordnung (unbefugter Handel mit Flaschenbier). In dem Bericht findet sich der Satz: „Unter dem Schleier des Flaschenbiertrinkens treibt die Beschuldigte jedoch die Unsitlichkeit; ihr Mann ist aber nicht als eifriger Vorläufer gegen die Unsitlichkeit bekannt!“ —